

Volksbräuche und Volkswohlfahrt

Autor(en): **Pult, C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-111848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Volksbräuche und Volkswohlfahrt.

Von C. Pult, St. Gallen.

Aus den Dorfstatuten (Trastüts, tschantamaints) Alt Fry Rätians spricht durchwegs der nämliche Geist der Eintracht, des engen Zusammenschlusses aller — Schulter an Schulter. Die einsamen Weiler mit ihrer eigenartigen Schönheit auf der engen Talsohle, an den rauhen Berghalden oder hoch oben auf schneereichen, sonnigen Terrassen, waren stets zur Wehr bereit gegen Sturm und Wetter und Lawinen und gegen die Umtriebe der Mächtigen und der ehrgeizigen Streber. Die Beschaffung des täglichen Brotes in diesen unwirtlichen Gegenden erforderte nervige Arme und entschlossenen Mut.

Manche Häuser sind heute noch so massiv und geräumig, dass sie an Burgen aus verschwundenen Zeiten mahnen. Doch aus den schiess-schartenähnlichen Fenstern blinzeln dir herrliche rote Nelken entgegen und auf der friedlichen Bank neben der Haustüre sitzt bei dem hageren, sonn- und frostgebräunten, etwas finsternen Gesellen dort — die schlanke, rabenschwarze, rosige Tochter und schaut offen und mutig in die Welt hinaus. Eine andere guckt halb versteckt durch den Blumenflor des Erkers (*balcum tort*) mit foppender Miene dir nach und auf eine jedenfalls nicht gerade schmeichelhafte Bemerkung, die sie zu der Freundin daneben über dich macht, folgt ein helles Gelächter, das einem das Herz erfreut.

Alles in der bündnerischen Art und Tradition spiegelt diese scheinbar einander widerstrebenden Tendenzen wieder. Überall treffen wir auf der einen Seite eine ernste, gemessene, mannhafte, dem Kampf ums Dasein, der Würde der Gemeinde, der Sippe, der Familie angepasste Haltung, äusserste Empfindlichkeit und unbändigen Starrsinn, — auf der andern — Frohmut, Sorglosigkeit, Laune, neckisches Wesen.

Selbst das sogenannte bündner Phlegma halte ich für nichts anderes als für würdevolle innere Ruhe und Sicherheit, vermählt mit überlegenem Optimismus, einer verächtlichen Gleichgültigkeit, *un' aria di „me ne impipo“*, die eben eine Frucht des Bewusstseins der eigenen Kraft ist.

Mit dem Gesagten ist natürlich diese komplexe Erscheinung lange nicht erschöpft und es ist auch nicht hier der Ort, ihr auf den Grund zu gehen. Doch möchte ich eine Gepflogenheit erwähnen, die nicht blos auf dieses psychologische Phänomen einiges Licht wirft, sondern auch zum Verständnis meiner Ausführungen über gewisse Volksgebräuche vieles beiträgt. Nach den äusserst strengen Sommer- und Herbstmonaten kommt für den Bauer gewissermassen die Ferienzeit. Ausser der Versorgung vom Vieh, dem Ordnen der Hausgeschäfte und ähnlichem bleibt demjenigen, der nicht Accordarbeiten im Wald, beim Kalkofen usw. übernimmt, nicht gerade übermässig viel zu tun. Der *cau casa* (*caput casae*) verbringt also die lange, kalte Winterszeit mit Vorliebe in der gemütlichen Stube (*la prívada stüvetta*) bei den Seinen, die obligate Pfeife in dem Mund auf der Ofenbank sitzend oder liegend.¹⁾

Es sei hier auch ein gewisser beschaulicher, träumerischer Zug erwähnt, etwas Gottesfürchtiges, Leutseliges, Biederer, das unsere Leute kennzeichnet, ein Zug, der seinen Ursprung hat im häufigen Alleinsein mitten in der grossartigen Natur, die sich jahraus jahrein in den grossen hellen Bündneraugen spiegelt.

* * *

Das Gravitätische wie überhaupt alles Typische in der Art dieses Bergvolkes wurzelt also, vom Ethnologischen abgesehen, gleich allem Menschlichen im Utilitarismus und in ideellen, religiösen Tendenzen. Gewöhnlich vereinigen sich diese beiden Seiten so vollständig und glücklich, dass es kaum möglich ist, scharf auseinander zu halten, was zur einen und was zur andern gehört.

Auf Selbsterhaltung gehen alle die Vorschriften hinaus, die aus jedem Bündnerdorf eine Welt für sich machten. So die genaue Feststellung aller Preise (*luamaint* < *locamentum*), die minutiösen Vorschriften über Lebenshaltung, die soweit gingen, festzustellen, wie und wann zu Hochzeiten eingeladen werden soll, was dabei gegessen oder nicht gegessen

¹⁾ Früher, als das eigene Heim und das Schöne noch etwas galten und das Geld noch nicht der einzige Maasstab war, hat man für's Haus in den Ruhemonaten geschreinert und geschnitzt und wundernetzte Arbeiten zustande gebracht. Gerne möchte ich einige Häuser mit schönen, selbstgeschnitzten Buffets und Bettstellen nennen, doch will ich den Berliner- und andern Juden ihr Metier nicht erleichtern. — Auch heute haben viele noch ihre Hobelbank; dies fängt aber schon an, nicht mehr ganz zum guten Ton zu gehören.

werden darf etc.; die äusserste Strenge, mit der gegen jeden Versuch der Aufnahme von Bürgern vorgegangen wurde und die halbe Rechtlosigkeit der Hintersässe. — Auf Selbsterhaltung und ideellen Trieben fusste die Sorge für die Bewahrung des guten Rufes der eigenen Leute. Sogar über die Mitbürger, die in fernen Landen sich aufhielten, wurde womöglich strenge Aufsicht geführt. Die bündner Gerichte, selbst Dorfgerichte (*dret del lö*) urteilten über Zivilstreitigkeiten, deren Objekt die Geschäfte der eigenen Bürger in Italien, Frankreich etc. bildeten. Dr. R. Ganzoni führt uns in seiner „*La Bachetta da Schlarigna*“ — der Stab von Celerina (Annalas XIX) eine ganze Reihe solcher interessanter Fälle an. — Unter anderm figurierte hier z. B. (S. 30) eine Klage des Herrn (Sar) Peider Manella aus Celerina gegen Sar Tomasch S... wegen unerlaubter Aftermiete eines ihm in *St. Jean d'Angely, Provinz Saintonge* vom Kläger mietweise überlassenen Geschäftes samt Haus, und die Klage wird geschützt. — Hieher gehört auch die Versorgung der Gemeinde mit Waffen und Munition. — „*Covids dessen eir esser obliats da far a tuottas vuschs üna vouta l'onn exercizi da guerra.*“ — Dorfmeister sollen verpflichtet sein, jährlich einmal mit allen Stimmberechtigten Kriegsübungen zu unternehmen — schreibt das Statut *Suott Valtasna* vor. — Von Privatbetrieb wusste man nichts, selbst der Schmied und der Säger waren Gemeindeangestellte. — Strassen und sonstige der Nachbarschaft zu gute kommende Arbeiten wurden und werden z. T. heute noch als Gemeindewerk (*roudas*) ausgeführt.

Nirgends vielleicht hat sich das Zusammenhalten der Geschlechter (*schlattas, schlattainas*) bis heute so rein erhalten. Das Verwandtschaftsverhältnis wird noch gegenwärtig bis zum 5^{ten} Grad unterschieden (*frar* < frater; *cusdrin* < consobrinum, Vetter, — *suwrin* < sobrinum) Vetter 2^{ten} Grades; — *basbrin* < bissobrinum, Vetter 3^{ten} Grades; *basbrèt* > bissobr-ittum, Vetter 4^{ten} Grades.¹⁾

Vielerorts scheinen noch die heutigen Verhältnisse, deutlicher aber diejenigen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts,

¹⁾ Ich berücksichtige hier aus Gründen, die auf der Hand liegen, das Sprachliche nur ganz gelegentlich und nebenbei und führe in der Regel nur die Form einer einzigen Mundart an. Auch gebe ich Worterklärungen nur dann, wenn sie in aller Kürze möglich sind und nur durch Angabe des klassisch lateinischen Wurzelwortes, wo ein solches existiert, nicht des eigentlichen Etymons.

einem die Entwicklung von der ausschliesslichen Einzelwirtschaft zum Zusammenhalten der Sippen und schliesslich der Bildung von Nachbarschaften vor Augen zu führen.

Trotz der geschilderten Macht der Gemeinde war damals das Bauernhaus wie eine Burg für sich. Der Bau selber wurde so weit möglich vom *cau casa* und der Familie besorgt. Der Bauer produzierte trotz der Höhe alles, was zum Unterhalt unbedingt notwendig war, er verfertigte seine Geräte und tut es vielfach noch heute und besorgte alle Arbeiten. Die Hausfrau (*la massèra*) und Töchter halfen ihm, bearbeiteten Hanf und Flachs, spannen sie wie auch die Wolle, woben und nähten für die Familie. Es sind noch manche Spuren dieser Lebensweise erhalten, obgleich der Hanf- und Flachsbau immer mehr abnimmt und die Maschine vielfach die Frauenhand ersetzt. — Das Geld war natürlich bei solchen Verhältnissen selten, beinahe ein Luxus. Hatte der Bauer solche Arbeiten zu verrichten, wozu die Familie nicht ausreichte, fehlte ihm ein Zugtier zum Gespann, dann einigten sich zwei oder mehrere Höfe und halfen sich gegenseitig aus. Dies wird auch gegenwärtig sehr viel praktiziert wie z. B. beim Brotbacken, bei der Metzg, beim Pflügen, Dreschen, Holz sammeln, Kartoffellesen, grosser Wäsche usw. und nennt sich *far chami, comi* (aus *cambiare*).

Doch wurden und werden vielfach solche Dienste geleistet ohne diese vertragsmässige Gegenseitigkeit. Dabei kommen zunächst die Verwandten, dann die Nachbarn und schliesslich bei grösseren Unternehmungen auch Fernstehende in Betracht.

Alte Leute im Unter-Engadin erzählen noch, wie früher, vor etwa 60 Jahren, die meisten Besitzer einer *manadiira* (Mähne, Zugtier) bei Gelegenheit eines Neubaus oder einer Reparatur es als moralische Pflicht betrachteten, einige Fuhren Sand oder Steine zu besorgen.

Bei dieser durchaus vorherrschenden Naturalwirtschaft ist das Bedürfnis nach Austausch selbstverständlich; doch wurde und wird dieser gewöhnlich (wenn es sich nicht um ganz grosse Quantitäten handelt) so bewerkstelligt, dass die Idee des Handels, des Geschäfts durchaus nicht zum Ausdruck kommt. Wie bei einem Geschenk wird die Gabe dann gelegentlich vergolten — *rendre la pareille*, was der Engadiner einfach mit *render* wiedergibt.

Bei der Jahresmetzg (*bacharia* vgl. franz. boucherie, ital. beccaiolo etc.) wird allen, die mithelfen, wie den Verwandten, Nachbarn, bessern Bekannten, Honoratioren, Armen etc. eine mehr oder weniger grosse Platte voll Würste und Fleischwaren ins Haus geschickt. Durch diese *s-chüdlada* (*scutellata*, aus *scut-ella* Schüssel von *scutum*, vgl. ital. *scodella*, franz. *écuelle*) oder *bastéda* (aus *besla*, niederes Gefäss) etc. kommt der Bauer, der früher sozusagen nie frisches Fleisch bekam, und auch jetzt ziemlich selten bekommt, im Winter häufig zu solchem. —

Vielerorts heisst das Spenden von Fleischwaren an solche, die nicht mitgeholfen haben, dar *d'asseg*, *d'insajar* (aus *exāgium* cf. fr. *essayer*, it. *assaggiare*). Dieses zum Versuchen geben wird immer praktiziert, wenn etwas zubereitet wird, das für längere Zeit dauern soll, so beim Kochen der Konfitüre (*cunserva*, *mel*, *tuargia* < *electuaria* > Latwerge), nach der Alpentladung, wenn die Molken eingeheimst worden sind, nach Erlegung einer Gemse etc.

Grosse Spenden an Fleischwaren, besonders geräucherte *s-chainas* (ahd. *skina*, *skēna*) Rückenstücke gaben bis vor nicht langer Zeit neben andern Esswaren, die zur Hochzeit Eingeladenen dem Brautpaar als Geschenk, so dass das Pärchen nicht nur für die Hochzeit, sondern für lange nachher mit dem Allernötigsten versehen war. Es werden in der Regel grosse Hochzeiten gefeiert und das Einladen ist eine schwierige Geschichte. Wer dabei in Bezug auf Grad der Verwandtschaft etc. gleichen Anspruch darauf hat, wie andere und doch übersehen wird, empfindet es als eine äusserst verletzende Geringschätzung und verzeiht die Zurücksetzung seiner Lebtag nicht. — Auch den nicht eingeladenen Nachbarn, fernern Verwandten, bessern Bekannten wird ein Krug Glühwein in's Haus gebracht.

Die alte bündnerische Gastfreundschaft ist weit bekannt. Tagelöhner, Wäscherinnen, Dienstboten essen immer am gleichen Tisch mit den Herrschaften und die Kost, wenn Leute auf der Stör sind, ist immer eine Feiertagskost. Besonders grossartig geht es bei der grossen Wäsche (*lixivia*) zu (vgl. hierüber: *Mathis*, *Ün di d'altschiva in Engiadina, Musa Ladina* S. 37.). Bei gewissen Anlässen, wie am Neujahrstage oder bei der mehrfach erwähnten *bacharia* war und ist vielerorts der Tisch den ganzen Tag hindurch gedeckt; ent-

weder kleinere Imbisse oder ein Gläschen Liqueur mit einem Grassin (Backwerk) werden in einem fort all den Leuten verabreicht, die den *gráschal* (Schlachttier) besichtigen, ihren Senf dazu geben und Glückwünsche aussprechen. Diese kleinen Mahlzeiten werden dann gekrönt durch die pantagruelistische *tschaina banadida* (cena benedicta), wobei je nach der Gegend mehr das frische Fleisch oder die Würste (wie sie kaum anderswo so schmackhaft hergestellt werden) zu Ehren kommen.

Selbst die berühmte *Palorma* (<par l'orma = für die Seele) das Totenmal hatte früher neben andern und hat heute in einzelnen Gegenden ausschliesslich den Zweck, einer Pflicht der Gastfreundschaft nachzukommen und den vielen Leuten, die trotz der schlechten Verkehrsverhältnisse von weitem her zum Begräbnis gekommen sind, einen Imbiss zugeben.

* * *

Ausser den angeführten Zuständen hat ein echt romanisch-keltisches Gefühl der Schicklichkeit, der Rücksicht gegenüber andern, wie auch ein stark ausgeprägtes Bedürfnis nach Gesellschaft, nach häufigem, fröhlichem Beisammensein diese Verhältnisse begünstigt. Auch haben die vielen Anlässe die geselligen Eigenschaften immer mehr gefördert und bekräftigt. Es handelt sich allerdings um eine ganz eigenartige Geselligkeit, die sich mit überlegener, würdiger Ruhe und Gelassenheit paart. Zur Geschliffenheit und Eleganz bringt es der Bündner äusserst selten, auch geht er nicht so schnell aus sich heraus und hinterlässt bei andern oft den Eindruck der Ungelenkheit. Sobald aber der nötige Grad Wärme erreicht ist, kann er unglaublich lebhaft werden und ist dann vor allem ein vorzüglicher Gesellschafter. Man lese nur Decurtins und Vitals äusserst reiche Sammlungen an originellen, geistreichen, oft tiefsinnigen Sprüchen, Witzen, Sprichwörtern, Kinderformeln, Spielen, Volksliedern, Erzählungen, Märchen (vgl. z. B. Bundis wunderschöne Märchensammlung) wie auch die Novellen in den Annalas, Ischi, Chalender ladin, vor allem aber die zahlreichen originellen Melodien, gesammelt durch L. Liun und B. Badrutt und P. Linsel, und man wird kaum mehr über die Richtigkeit des Gesagten zweifeln.

Die Jugend (und unter einem solchen Himmel bleibt man ewig jung) findet die Solidarität schön und recht; sie will aber vor allem Sonne haben, sie will leben, d. h. fröh-

lich sein. Die verschiedenen Gesellschaften wie *Tramagls* (Spinnstuben, Mädchenvereine), *cumpagnias* oder *societads da mats* (Knabenschaften) ¹⁾ etc. finden allerdings oft Mittel und Wege, ihren Übermut mit der guten Art in Einklang zu bringen. Wenn die Burschen und Mädchen Unbotmässigkeiten der Mitglieder ihrer Vereine mit allen möglichen und unmöglichen Streichen bestrafen; wenn bei Fehlritten, Zwietracht in der Ehe und dergleichen eine ohrenbetäubende Katzenmusik (*far cavals, mattinadas*) aufgeführt wird, so halten sie es für ihr gutes Recht. Doch dienen diese *mattinadas* oder *mantinadas* auch dazu, Witwen und Witwern, die wieder heiraten, zur Abgabe von Geld oder Wein zum Schmaus und Tanz zu veranlassen. Von den *schirans*²⁾, *schirancs*, *frattas* (aus *frangere*, *fractum*), *serras* und andern Sitten bei Hochzeit und Verlöbniß haben unser unvergessliche Muoth, Gaudenz, Barblan und andere schon viel berichtet. Ich lasse es bei dem bewenden. Die Jugend benützt also jede Gelegenheit, um wieder einmal mit den Glücklichen glücklich zu sein. Bei der Metzg wird das Schlachtthier (*il gráschal, graschün* ³⁾) mit Anwendung aller Teufelskünste in tiefer Nacht aus dem Stall geholt und versteckt — grosser Umzug — Schmaus, Würste — eventuell Ball etc.; oder es wird das Schwein, *il salv'onur*, zum grossen Ärger der Hausfrau kunstgerecht rasiert. Auch werden die Würste gestohlen oder der ganze Hafensamt der duftenden Mahlzeit versteckt. Dabei ereignet es sich allerdings oft, dass die Betrüger die Betrogenen sind, und dass die ellenlangen Därme nichts als ein Bisschen Sägemehl und Blut enthalten. Diese und tausend andere ähnliche Spässe, die von der männlichen, vielerorts auch von der weiblichen Jugend nur bei solchen Familien ausgeführt werden, die sich einer begehrenswerten Tochter oder eines Sohnes erfreuen, lassen sich die Herren Väter schliesslich noch gefallen, handelt es sich ja, wie sie denken, um eine Aufmerksamkeit nicht nur den Würsten gegenüber, sondern auch dem geliebten Mädchen; und so fühlt die Mutter in bezug auf den Sohn. Auch wenn die Kinder ein paar Kirschen vom Kirschbaum stehlen

¹⁾ Cf. ANNALAS XII, CHRIST. CHRISTOFFEL, *Las societats de mats e lur dertgiras nauschas*. — ²⁾ Ich halte *schiran* für < deutsch Schranke, welches in der gerichtlichen Terminologie eine grosse Rolle spielt. Vgl. Parl. d. Sent § 204 u. 184 — *schirar* lähmen hat jedenfalls mitgewirkt. — ³⁾ Auch *garschaun* (gemästetes Schwein) alle drei von *crassus* > *grass*.

oder einige Äpfel, gelbe Rüben oder Erbsen (die sie roh als Delikatessen essen), so hat das nicht viel zu sagen. Obst und ähnliches hat Gott für alle geschaffen. Auch der Besitzer des betr. Gartens hat seinerzeit Obst gestohlen. Wer tut es nicht? Das ist überhaupt nicht stehlen, das ist nehmen. Den Langobarden, Schweden, Griechen u. a. erlaubten sogar ihre Gesetze ausdrücklich, einige Früchte mitzunehmen; vgl. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 523, 524 und 401.

Wenn am St. Johannstag (San Gian) jede und jeder, der sich hinauswagt, von der Dorfjugend mit kleinen Holzspritzen schonungslos bespritzt wird, nimmt man es auch nicht tragisch.

Desgleichen, wenn den *paschantäders* (Alpgenossen, die zur Zeit der Messung (*masüras*) das Vieh an Stelle der Hirten weiden) die ersehnte *put in gromma* (Rahmbrei) von den Burschen unterwegs stibitzt wird, so dass sie mit langer Nase bleiben und sich mit Milch und Brot begnügen müssen. Das ist alte Tradition.

Auch die abgehenden und neugewählten *cuvits* (Dorfmeister) müssen sich im Unter-Engadin, während des kurzen Interregnums¹⁾ Unglaubliches gefallen lassen. Einiges davon (das Schneeballen werfen) ist in der wunderschönen Darstellung G. Barblans, die im Arch. f. Volksk. in Übersetzung erschienen ist, beschrieben. Meisterhaft dargestellt finden wir diese Sitten in der Novelle „Il Cuvih. da Fermusa“ von Cr. Bardola im diesjährigen Chalender ladin (1916).

Schlimmer verhält es sich, wenn Knaben und Mädchen sich zu Streichen bedeutend derberer Art hinreissen lassen. Bei gewissen bestimmten Anlässen, die je nach den Ortschaften sehr verschieden sind, aber auch ohne diese Anlässe und zwar recht häufig (für Lumpereien ist jede Zeit gut genug), ziehen diese Schlingel des Nachts hinaus, um ihren Taten-drang zu stillen. Das nennt man *far lumparias, malóms* (mal-amen), *schmaldischúns* (maledictiones), *catavégnas* (it. cattivéria + ca ti vegnas = du sollst nur kommen!). Beinahe jedes Dorf hat wieder einen besseren Namen dafür. — Da rollen Räder, ganze Wagen, Fässer, Stöcke zum Holzhacken, Blöcke, ganze Stämme die steilen Dorfstrassen hinunter, dass es donnert und kracht wie am Dunajez. Scheiterhaufen

¹⁾ Die Erklärung der betr. Vorgänge durch ein Interregnum verdanke ich Herrn Nationalrat Vital.

werden da mit einem solchen Höllenspektakel gestürzt, dass man meinen könnte, ein halbes Quartier sei zusammengefallen. Und daneben hört man ein Davonspringen, ein Rennen und Stampfen nach allen Enden, und ein unterdrücktes Lachen, ein Gekicher aus Silberstimmen, worein sich das heisere Gekreische wütender Tanten mischt. „Ormas dal d. . . .!“ — „Mo, schi pössat schloppar! ¹⁾“ und ähnliche Zärtlichkeiten ent. . . quillen dem sonst so süssen Munde, aus dem man nur sanfte Schmeichelworte zu hören gewohnt war, wie „leua chara, leua bella, leua dal Ségnar ²⁾, ángal banadi!“ Da wandern Fensterläden, ja ganze Haustüren in den Brunnen, Schilder steigen auf die Dächer, Häuser werden mit allem möglichen Gerät verbarrikadiert, so dass die armen Leute die grösste Mühe haben, aus ihren Nestern herauszukriechen. Auch Geisterspuk fehlt nicht dabei und Hexenwerk und Spottgedichte (pasquints) und anderes mehr werden an den Brunnenklotz, wie anderswo angeschlagen.

Dies geht und ging alles noch an. Als aber vor Jahren einmal die fürsichtigen und wohlweisen Ratsherren (ils sabis e prudaints signurs del redchamaint) nach Verlassen der würdigen Amtsstube als Entgelt für ihre Mühe und Arbeit mitten im strengsten Winter ein kaltes Bad zu kosten bekamen, d. h. als einige unverbesserliche Taugenichtse vor der Türe und an verschiedenen dunklen Stellen mit Wasser gefüllte Holzgelten hingestellt hatten, damit die hohen Herren mit den Füßen hineintrampfen — da war das Mass überschritten, und Rat und geistlicher Herr in ihrem heiligen Zorn machten sich daran, dieses Unkraut mit Stumpf und Stil auszurotten.

Was damals geschehen und was noch zuweilen, doch seltener geschieht, war und ist wohl etwas arg, und es schadet nichts, wenn von Zeit zu Zeit der jugendlichen Laune ein gehöriger Dämpfer gesetzt wird; doch können die schönen Traditionen nichts für diesen Unfug, und man muss sich wohl in Acht nehmen, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten.

* *

Nachdem ich nun aus der unglaublichen Fülle nur ganz wenig in einigen Zügen entworfen habe, möchte ich als Ergänzung und Beleg für das Gesagte einige Volks-

¹⁾ Ihr, Teufelsseelen! — Möget ihr platzen! — ²⁾ liebe Zunge, schöne Zunge, Zunge des Herrn — Anspielung auf das drollige, nette Geplapper der Kinder.

gebräuche genauer schildern, bei denen die zwei hier betonten Seiten, die wirtschaftliche und die gesellige ganz besonders, ja ausschliesslich hervortreten.

Das Einladen der Mädchen und einiger Frauen zum Schwingen und Hecheln von Hanf und Flachs (*fał spatlunzas*)¹⁾, wie auch das Bewirten derselben, ihre Arbeit, das Hinzu kommen der Burschen, die Spässe, das Tanzen, ist eine ziemlich bekannte Sitte. Muoth hat sie in einem seiner schönsten Gedichte (Las Spatlunzas, Annalas XXII pag. 33) beschrieben. Das soll genügen.

Neu dagegen wird dem Nichtbündner und auch dem grössten Teil der Bündner das *fał clavau* (Scheune bauen, das *r* von *fał* wird nicht gesprochen) sein. Wenn der Bauer im Bündner Oberland, vor allem in der Cadi (Kreis Disentis) einen Stadel zu errichten hat, so wird heute der gemauerte untere Teil davon, der eigentliche Stall (*nuegl* < ovile) von Maurern gebaut, den oberen Teil, die Scheune (*clavau* < tabulatum) richtet er selber auf. Zu diesem Zwecke ladet er eine Anzahl frischer, kräftiger Männer ein. In einem Tage wird in der Regel die Arbeit bis zum Dach fertig gebracht. Bezahlt wird dafür nichts, aber vorzüglich bewirtet. Ein saftiger, geräucherter Schinken in der Suppe gekocht, bildet das Hauptgericht beim Mittagessen, und der vorzügliche Veltliner, mit dem da nicht gespart wird, mundet einem wie Nektar.

Später muss aber auch das Dach darauf, sonst nützt die ganze Arbeit samt dem grossen Schinken nicht viel. Das wird oft auf ähnliche Weise bewerkstelligt und nennt sich *fał tetg* (Dach bauen).

Äusserst praktisch und nett ist das *fał rasgiuns*²⁾ (Säger). Wenn das Losholz (das von der Gemeinde den Bürgern verteilte Holz, la *lenna sort*, eng. *laina da la büs-cha*) vor's Haus geführt worden ist, bittet man an einem schönen mond hellen Januar- oder Februarabend, gewöhnlich zur Fastnachtszeit einige Jünglinge zum Sägen zu kommen. „*Cursera vein nus da fał rasgiuns* — heute Abend haben wir Säger im Haus“

¹⁾ *spatla* < spatula Hanfchwinge + -uns, -unz wahrscheinlich > -onem mit Nominativ -s, vgl. MEYER-LÜBKE, Formenlehre S. 496. Häufigstes Suffix zur Bildung von Nomina agentis, wie *zunz* < tess -unz Weber, *cuschinunz* Koch, *lavunza* Wäscherin etc. -*spatlunza* die Hanfchwingerin. — ²⁾ *rasgiar*, *resgiar* < re-secare sägen + Suffix *uns*, *unz*. Das *fał rasgiuns*, *fał spatlunzas* etc. ist zu verstehen: *fał da* (oder *a*) *rasgiuns* etc = als Säger auftreten, funktionieren, die Säger spielen.

heisst es dann. So erhält der Bauer 5—6 Doppelsägen, d. h. 10—12 Mann, die für ihn gratis arbeiten. Gegen Mitternacht ist man gewöhnlich fertig. Dann folgt ein flotter Frass (*puschegn* < post cinium) und darauf eine gemütliche Tarokpartie (*daL a troccas*), oder, wenn Mädchen herum sind, lieber ein Tänzchen in Ehren.

Gehen wir vom äussersten Westen Alt Fry Rätians bis zum äussersten Osten, überall treffen wir denselben Geist des Entgegenkommens. Es sei mir gestattet, noch einige Beispiele aus dem fruchtbaren Remüs zu bringen, wo die Landwirtschaft vorzüglich gedeiht.

Beginnen wir mit dem originellen *portar sü terra cun s-chafs* (Erde hinauftragen mit hölzernen Gelten). Beim abschüssigen, meistens humusarmen Boden der bündner Bergtäler, könnte beim Pflügen mit der Zeit der obere Teil des Ackers entblösst werden. Es muss daher jährlich Erde von unten heraufgetragen werden. Zuunterst an der Parzelle gräbt man daher der ganzen Länge nach einen geraden, regelmässigen Streifen von etwa 60—70 cm. Breite und gegen 30 cm. Höhe. Die so gewonnene Erde muss im Schweisse des Angesichts bis zu oberst hinauf gebracht werden. Dies ist eine der umständlichsten, strengsten, ermüdendsten Arbeiten beim bündner Ackerbau; eine wahre Sklavenarbeit.

Der Erfindungsgeist unserer Bauern (gestützt wahrscheinlich, wie auch bei den Gemeindewerken und Ähnlichem auf Traditionen aus der Frondienstzeit) hat es verstanden, sie in ein Vergnügen umzuwandeln. — An einem schönen Apriltag gegen vier Uhr abends erscheint auf dem Acker ein Teil der Dorfjugend (Kinder und einige junge Leute) mit ihren *s-chafs* (langob. skafa), runden oder ovalen schwach konischen, massiven Gefässen aus Dauben von etwa 70 cm. Bodendurchmesser und 40 cm. Höhe mit auf den beiden Seiten je einer breiteren Daube, die höher hinauf ragt und mit einem Loch zum Tragen versehen ist. — Ein paar der stärksten nehmen ihren Platz am untern Saum der Parzelle, graben die Erde auf und füllen damit das Gefäss. Die andern stellen sich je zu zweit mit einem *s-chaf* in kurzen Entfernungen von einander in einer langen Reihe auf — von zu unterst bis einige Schritte vor dem obersten Rand. Dort stehen einige ebenfalls der kräftigsten bereit, um die Gelten regelmässig

und schön auszuleeren und den Streifen auszuebnen. Das erste Paar geht mit dem leeren s-chaf zu den zwei hinunter, die graben und füllen, lässt ihn dort und nimmt ihren gefüllten mit. Dieser wird einige Schritte aufwärts getragen bis zum zweiten Paar, diesem übergeben und das leere Gefäß wieder zurückgetragen. Das zweite Paar tut desgleichen bis zum dritten usw. So wandern die vollen Gelten immer weiter hinauf bis zu den obersten Burschen, die sie ausleeren, und die leeren kommen zurück. Dies wird weiter getrieben bis die ganze Arbeit fertig ist. Dass bei diesem „andirivieni“, bei diesem ewigen hin und her, dem allermerkwürdigsten der Kontretänze ein unglaubliches Leben entsteht, ein Jauchzen aus jugendlichen Kehlen, ein Gejohle, dass einem fast trümlig wird, ist selbstverständlich. Das Foppen und Schabernacktreiben hört nimmer auf. Trotzdem wird gehörig und flink gearbeitet und zwar um die Wette. Wenn es einem Pärchen gelingt, mit ihrem vollen s-chaf den ebenfalls vollen des nächstfolgenden zu berühren, oder gar darauf zu stellen wie beim offenen Biertopf, dann hat es *schumblins* (Zwillinge) gemacht (*far schumblins* <gemell-inus von *geminus*) und die armen, die sich das haben gefallen lassen, müssen dafür etwas hören. Für die unteren ist es eine Ehre, die Furche schön gerade zu machen (*far ün bel suogl* <*sulcum*) und wenn die obersten nicht gut ausleeren, so heisst es: „*i laschan crèschar aint al test*“ sie lassen Rasen in der Pfanne wachsen. — Als Belohnung und Anerkennung bekommen die Leute manchmal einen Fünfer oder zwei, wenns gut geht, oder etwas Backwerk. Doch beruht das Ganze auf Gegenseitigkeit. Die Kinder der einen Familie helfen denjenigen der andern, so dass alle zu ihrer Rechnung kommen und was die Hauptsache bleibt: die Arbeit ist gemacht und das Korn wird gedeihen.

Auch der Hanf gedeiht noch im Unter-Engadin. Wenn die Ernte versorgt ist und alles schon gebrochen (*sgromblà* <*ex-gramulare*) und in Ordnung ist, wandert es heute gewöhnlich in die Spinnerei. Nachdem die Strähnen zurück sind und gewaschen etc., sollte man sie in Knäuel abwickeln, aber wie das anstellen bei dieser grossen Menge? Sehr einfach: Man ladet 10—12 Mädchen, Verwandte und aus der Nachbarschaft dazu ein. — Nach dem Nachtessen kommt jede mit ihrer Garnwinde (Guindal) und die schön runden

Knäuel mit einem Hölzchen in der Mitte entwickeln sich beim Gesang von „Marusa chara, duman jain a faira“,¹⁾ dass es eine Freude ist. Dies nennt man *ir a splajar atschas* (gehen um Strähnen abzuwickeln) — und das wäre schön und gut, wenn nur die verflixten Burschen nicht zum Leidwesen der Schönen immer Mittel und Wege finden würden, sich hereinzuschleichen. Doch meinen sie es nicht so böse mit ihnen. Sie interessieren sich vielmehr lebhaft um ihr Wohlbefinden. Diese Strähnen sind ja noch voller Faserstückchen (*patütschs*)! Wie leicht können ein paar solche in's dicke glänzende braune Haar sich hineinschmuggeln oder auf den schönen runden Arm fallen, in den Busen, auf den Schoss, auf das kräftige Knie? Mit grosser Eleganz sorgen die Jünglinge für ihre Entfernung. Diese Fürsorge ist so gross, dass sie sogar einen besonderen Terminus technicus erhalten hat: *ir a far jo als patütschs* (gehen, um die Fasern wegzunehmen) ist die Bezeichnung der Burschen für derartige Unternehmungen. — Doch das aller süsseste kommt zuletzt: Anisette, Alchermes, Kümmel und Kaffee mit *fuatscha grassa*.

Mit einem Schmaus endigt auch das *ir a far figliadinas*. — Wenn die Kuh gekalbert, werden aus der Biestmilch und aus Mehl bedeutende Mengen vorzüglicher Nudeln gemacht (*figliadinas* aus *folia, foli-at-ina*), als Hausvorrat an Teigwaren. Auch hier kommen Frauen und Mädchen jede mit ihrem Rollholz in schöner weisser Schürze zu Hilfe. Die *massèra* hat den Zuber mit der Biestmilch (*cuóts*) und dem Mehl bereitgestellt. Zuerst waschen sich alle schön die Hände in der Küche, dann fangen die ältesten an, den Teig anzumachen. Währenddem können die andern noch eine kurze Weile die Tagesereignisse durchberaten. Doch bald geht's an's Kneten. Dieser Teig muss lange und kräftig geknetet werden. Darauf bekommt jede ihr Stück zum Ausrollen (*far ora chignolas* = wörtlich: Hündinnen ausmachen). Diese Arbeit wird auf den langen Tischen ausgeführt, die zum Teil mit Brettern etc. improvisiert werden. Jede legt ihren Stolz darein, ihre *Chignola* (Blatt) so schön rund und dünn als möglich zustande zu bringen. — Besonders wenn die glänzenden Augen eines Burschen sich auf ein paar dieser runden, kräftigen, braunen Händchen festlegen, entwickeln

¹⁾ Mein lieber Schatz, morgen gehen wir auf den Markt.

sie eine unglaubliche Kraft und die Chignolas werden beinahe durchsichtig. — Nachdem diese auf einem Brett ausgetrocknet, werden sie so gewickelt, dass mit kurzen Schnitten lange, dünne, regelmässig geformte Nudeln entstehen. Diese lässt man noch 3—4 Tage trocknen, dann werden sie in die Kasten gelegt und aufbewahrt.

So sorgt jeder dafür, dass der lange, rauhe Winter ihm nicht voreilig die *Chaminada* (Vorratskammer) ausleert. Wehe dem, der es so weit kommen lässt und wehe der Gemeinde, falls die dem Boden anvertraute Saat nicht gedeiht. — Doch kommt jährlich wieder der Herbst herbei — und wenn die goldenen Ähren, heute der Trost und die Hoffnung ganzer, grosser Völker, wenn die goldenen Ähren schon gereift und geschnitten und die aus mehreren Garben gebildeten *mantúns* (mont(em) + onem) in schönen langen Reihen auf dem Acker zum Trocknen aufgerichtet sind, da ziehen eines Abends die frommen Mädchen des Dorfes durch die Strassen von Fenster zu Fenster: „Chentúna laina chantar par vo? Was für eins sollen wir für Euch singen?“ und die schönsten, alten Kirchenlieder steigen zum Himmel empor, auf dass der Allmächtige die nährenden Frucht vor Sturm und Wetter bewahren und die Gemeinde vor Hunger und Not. — Auch an diesem *ir a chantar pals mantuns* unterlassen die Jünglinge nicht herbeizukommen, doch halten sie sich bescheiden und andächtig bei Seite und in ihrer Seligkeit horchen sie und prüfen, bei welcher dieser holden Stimmen das eigene Herz wohl am besten mitklingt.

* * *

Denken wir uns diese bewunderungswürdige Organisation, die sich ohne Zwang, ohne Berechnung, einfach auf Grund der Erfahrung, des Christentums und der Nächstenliebe von selbst ergibt, denken wir uns dieselbe auf ein weites Gebiet übertragen oder gar verallgemeinert: das wäre ja Gottes Reich auf Erden.

Dieses Leben nach dem schlichten Prinzip: „dar e tour fa bun cour“¹⁾ kommt aber leider immer mehr aus der Mode. Der Übergang der vorherrschenden Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft, der neue Geist, den die Fremdenindustrie, die Allmacht der Maschine und des Goldes in's Land gebracht, haben mit den schweren Mängeln des alten Regimes auch das

¹⁾ Geben und nehmen macht uns gutherzig.

Gute grösstenteils weggefegt. Eine fremde, frostige Lebensauffassung ist daran, ganz unvermittelt, wie ein Erdrutsch in den Bergen die sonnigen Weiden am Rhein und Inn zu überschütten, und Sprache, Lebensart und tausendjährige Kultur spurlos zu untergraben. Der einfache Mann ist wie verloren in der Einsamkeit. Die Wurzeln, die ihn an der eigenen Scholle festhielten und mit den Nebenmenschen verbanden, sind ihm geschnitten worden. Er steht da „ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt“.

Wenn einzelne gebildete Herren in den Dorfbehörden, die nur mit Verachtung auf diese lächerlichen Spielereien und dieses mittelalterliche Zeug herabblicken und mit strengen Verboten auch das Wenige, das noch unserem Volke vom heiligen Erbe seiner Väter geblieben, unterdrücken möchten, wenn diese Herren nur ahnen könnten, was für einen schlechten Dienst sie damit ihrem Vaterlande leisten, sie würden sich gewiss eines Besseren besinnen.

Auch das Verwässern der Gebräuche, das allzuvielen Hineinregieren und Bevormunden der Jugend, das Gängelband nimmt ihr jenen frischen Unternehmungsgeist, jene Menschenkenntnis, jene Ausbildung des Organisationstalentes, die den Knaben zum tüchtigen Bürger machen. Der alte Bündner, wohin er auch nur kam, er stellte seinen Mann.

Also: etwas weniger Schablone, etwas weniger Ziererei und Prüderie und mehr Natur.

Das ewige Alleinsein ist bei Leuten, die sich nicht einem beschaulichen Berufe widmen, die schlimmste Quelle der Erbitterung, der Selbstsucht, der scheelen Missgunst (malsquidenschaft) und der Entmutigung.

Früher gingen unsere Leute lachend und singend zur schweren Arbeit. Heute wird in einem fort gejammert und geklagt über die unerträgliche Last.

Bleiben wir frisch und fröhlich, wie unsere Alvordern es waren und belächeln wir nicht ihre Lehren. Wir haben vieles, recht vieles von ihnen zu lernen.